Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 18

Artikel: "Den Vater nicht stören!"

Autor: Steiger-Lenggenhager, Marie

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640415

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Campell in Süs, der einem sterbenden Kinde seines Sohnes Ulrich Campell, des berühmten bündnerischen Geschichtsschreibers, die Nottaufe erteilte. Er brachte dadurch die Theologen in Aufregung, daß man beschloß, die Zulässigkeit einer solchen Nottaufe nebst den von den Evangelischen aufgeworfenen Reformfragen zum Gegenstand einer öffentlichen Disputation zu machen. Diese begann am 26. Dezember 1537 in Süs. Die meisten Engadiner Gemeinden hatten Abgeordnete gesandt, die als Richter funktionieren sollten. Der Sprecher der Protestanten war Philippe Gallizius Saluz von Ardez, der Katholiken der Zuozer Pfarrer Peter Bard Petronius. Das acht Tage dauernde Gespräch endigte damit, daß bestimmt wurde: „Es ist das Beste, ein jeder glaube, was er vor Gott verantworten kann." Immerhin hat dieses Gespräch der Reformation im Engadin zum Durchbruch verholfen. 1620 und 1622 brachen die Scharen Baldirons (Zeit des 30jährigen Krieges) in das Engadin ein. Am 8. Juli 1622 schlugen die Davoser und Unterengadiner in Süs eine Schar Baldirons in die Flucht. Zur Strafe ließ Baldiron Zernez einäschern. Am 2. September 1622 ließ Baldiron auf einer Wiese bei Süs 40 Gefangene hinrichten, nachdem er etwa 150 andere Personen, auch Frauen und Kinder, hatte töten lassen. Süs ist auch der Geburtsort des Philantropen Martin Planta; die Zeitungen berichten, daß das Plantahaus verschont blieb.

Die Engadiner Häuser sind wohl alle aus Stein gebaut und mit dicken Mauern versehen, aber bei den alten Häusern ist das Dach noch mit Schindeln gedeckt, wie dies in Süs der Fall war. Zudem befinden sich bei allen Häusern die großen Heuschober (tablà) mit hölzernen Balken zwischen Steinpfeilern. Das bietet dem Feuer Nahrung. Das Innere der Engadiner Häuser hat meist herrliches Arvengetäfer und viele alte Kunstschätze in Geschirr und Schmuck. Der graubündnerische Geschichtsschreiber Sererhard schrieb vom Ort 1742: „Süs — romanisch Susch — ist ein ziemlich großes und wohlgebautes Dorf am Fuße des Flüela-Berges, ringsum mit ganz nahe anliegenden, gächen, rauchen Bergen umgeben... Es ist ein starker Durchpaß aller derer, die Korn aus dem Etschland auf Davos führen, item derer, die Salz und Korn aus dem undern Engadin ins obere bringen."

Nach der letzten Volkszählung hat Süs in 70 bewohnten Häusern 292 Einwohner. Es ist seit einigen Jahren auch Luftkurort und hat unseres Wissens zwei Hotels.

Die Brandkatastrophe bringt uns das Unglück in Sent in Erinnerung, eines anderen Unterengadiner Dorfes, das bekanntlich am 8. Juni 1921 verbrannte. Eidgenössische Hilfe ermöglichte den schönen Wiederaufbau, sie ist auch diesmal in die Wege geleitet, sollen doch viele Einwohner ihr Mobiliar nicht versichert haben. Zernez verbrannte 1872, Lavin 1869. Fetan und Remüs sind ebenfalls in der Brandchronik des letzten Jahrhunderts eingeschrieben.

„Den Vater nicht stören!"

„Oh, oh, uih.... huh huh huh!"

Ein ohrenzerreißendes Geschrei aus der tiefsten Tiefe der vierjährigen Kinderlunge.

„Mutter, schau doch, es blutet.... huh huh!"

„Bst bst, sei still, — was ist denn?", kost zärtlich die Mutter.

„Huh huh", tönt's mit erneuter Wucht, als der Mutter jetzt die kleine Schürfung gewiesen wird.

„Aber um Gottes willen, so sei doch still, der Vater ist drüben, du störst ihn — bst bst, bitte, gelt?!"

Der Vater? Ja, das ist etwas anderes. Daß man den Vater nicht stören darf, das hat man in den vier Jahren seinen Erdendaseins zu oft gehört, als daß es nicht zum eisernen Bestand des Wissens geworden wäre. Aber man hat auch schon gelernt, dieses Wissen weidlich auszunützen: der Mutter liegt alles daran, daß man still sei — man macht Miene, weiter zu heulen; das Opfer muß etwas abtragen.

„So sei doch nur still; schau, du hast du eine Orange." Diese hatte man vor einer halben Stunde umsonst zu erbetteln versucht. Eine gewisse Erfahrung hat sich also wieder erhärtet und wird bei der nächsten Gelegenheit wieder erprobt werden. So hat man doch etwas davon, wenn man den Vater nicht stören darf.

Hätte man ihn stören dürfen, so hätte vielleicht statt der Orange eine kleine Untersuchung des „Falles" (im konkreten Sinn) stattgefunden, und dann hätte es sich herausgestellt, daß man sich die Schramme auf einer verbotenen Exkursion beim Uebersteigen des Gartenzaunes geholt hat, und es hätte dann höchst wahrscheinlich etwas anderes abgesetzt als eine Orange. Auf alle Fälle hätte der robuste Vater seiner Tochter die Wehleidigkeit längst abgewöhnt.

* * *

„Mutter, wir sollten nun endgültig Bescheid geben; was meinst du nun: soll ich zu den Pfadfindern gehen oder zu den Wandervögeln, oder soll ich beim freiwilligen militärischen Vorunterricht mitmachen oder im Turnverein?"

„Aber, ich bitte dich, mein Junge, du weißt doch, daß darüber besser der Vater entscheidet als ich, er steht in diesen Dingen näher; besprich dich doch mit ihm darüber."

„Ist er zu Hause?"

„Ja, aber er arbeitet, du kannst ihn jetzt nicht stören, frag ihn dann nach dem Nachtessen."

Um sieben Uhr öffnet sich die Türspalte von Vaters Stube.

„Mutter, nicht wahr, du sorgst dafür, daß ich ja pünktlich um halb acht essen kann, ich habe nachher eine Sitzung. — Was willst du, Karl? Nein, ich habe jetzt keine Zeit, komm ein andermal mit diesem Anliegen."

So geht's oft, und es müssen manchmal wichtige Entscheidungen ohne den Vater getroffen werden, für die seine Erfahrung und sein Rat von Nutzen sein könnten. —

* * *

Hans und Erna, die unverträglichen, zanken sich wieder einmal. Ein unschönes Geplänkel hin und her, das kein Ende nimmt und wie oft schon zu häßlichen Szenen zwischen den Geschwistern geführt hat. Mutter beschwichtigt — daß es nur der Vater nicht hört! — und ein väterliches Machtwort könnte doch hier Wunder wirken. —

* * *

Ist es nötig, noch mehr Beispiele anzuführen, oder kennen wir sie alle, die Situationen, wo eben die andere Hälfte, das starke Geschlecht, nicht nur am Staatsschiff, sondern auch im kleinen Boot der Familie, das Ruder in die feste Hand nehmen sollte, wenn es Kursunsicherheiten gibt, wo der Mann eingreifen sollte, wenn die Arme der Mutter zu müde oder schwach sind, oder ihr Auge zu unkundig ist, statt sich in bequemem Egoismus in die Kabine zu verkriechen und großmütig „vertrauensvoll" alles der Frau zu überlassen?

Gewiß ist nichts unangenehmer als ein Mann, der ein Topfgucker und Stubenschnüffler ist, sich um jede verlorene Stecknadel und um jedes zerbrochene Küchenglas kümmert, jedes kleine Vorkommnis als Staatsaktion behandelt — denn es gibt in Haushalt und Familie Dinge, die einem Mann zu klein sein sollen und dürfen; dazu gehört aber nicht das Wohl und das Interesse der Kinder und die erzieherischen Aufgaben, die sie stellen. Hier darf er sich nicht in Selbstsucht verschanzen hinter sein „großzügigeres Männertum", dem Kinderangelegenheiten zu gering sind, der höhere Pflichten hat, sei es nun, daß er auf dem Sofa schlafend „Kräfte sammle" oder hinter den Zeitungen seinen staatsbürgerlichen „Horizont weite" oder im Bücherkram seinen „Berufspflichten" obliege oder daß er irgendeiner Liebhaberei fröne. Nicht nur die Frau, auch der Mann hat

Pflichten innerhalb der Familie; es genügt nicht, daß er nicht ins Wirtshaus gehe, sondern daheim sitze, um ein guter Familienvater zu sein; es genügt auch nicht, daß er für die materiellen Grundlagen, den Unterhalt, redlich besorgt ist — Familienleben im wahren Sinn fordert ein Sichselberhingeben an diese kleine Gemeinschaft mit allen Kräften, nicht nur schaffen und verdienen für sie, sondern dasein und leben, Mensch sein in ihr mit allen Werten, die man zu geben hat, nicht nur zählbaren gemünzten, sondern den köstlichen unwägbaren Werten des Gemüts, des Willens, des Charakters. Es bedeutet für den Mann, daß er sein redlich Teil der Verantwortung am seelischen Wohl und Weh der Familie auf sich nimmt und nicht alle Last den Schultern des „schwachen Geschlechts" aufbürdet. Die Wohnstube muß der Mittelpunkt sein, und dort muß der Vater ein Gleicher unter Gleichen sein, er darf nicht ein stummer Götze im Heiligtum der Hinterstube oder sonst eines Glaskastens bleiben.

(Aus dem Buche von Marie Steiger-Lenggenhager „Jung gewohnt". Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich.)

Politische Wochenschau.

In Deutschland ist letzten Sonntag die Entscheidung zugunsten des Reichsblocks gefallen. Hindenburg wurde mit 14,639,399 von 30,345,540 gültigen Stimmen zum Reichspräsidenten gewählt. Auf den Kandidaten des Volksblocks, Dr. Marx, entfielen 13,752,640, auf den der Kommunisten, Thälmann, 1,931,591 Stimmen.

Wenn auch offiziell das Programm der Rechtsparteien, die sich um Hindenburg scharten, nicht gegen die Republik gerichtet war, so weiß doch jedermann, daß die Monarchisten diesmal über die Republikaner gesiegt haben. Dies dank der Popularität Hindenburgs, der sich leider — allerdings erst nach langem Sträuben — seiner Partei zur Verfügung gestellt hatte. Man würde dem deutschen Volke Unrecht tun, wenn man aus diesem Wahlausgang seine Geneigtheit, zur Monarchie zurückzukehren, herauslese. Gewiß haben die Monarchisten Grund, sich zu freuen, aber viele Millionen Wähler haben, indem sie für Hindenburg stimmten, nicht gegen die Republik demonstrieren wollen, sondern nur dem beliebten und ihnen sympathischen Generalfeldmarschall gehuldigt und ihm gleichsam den Dank für seine dem Vaterland geleisteten Dienste abgestattet. Sie haben ganz unpolitisch und gefühlsmäßig gewählt; die Mehrzahl der Frauen dürfte Hindenburg gestimmt haben. Das war ja die Berechnung der Monarchisten, und sie erwies sich als richtig. Die Deutschen haben wieder einmal mehr den Beweis der Tatsache gegeben, daß sie ein unpolitisch denkendes Volk sind.

Generalfeldmarschall von Hindenburg,
der Kandidat des Reichsblocks wurde zum Reichspräsidenten gewählt.

Dr. Marx, gew. preussischer Ministerpräsident,
der unterlegene Kandidat des sogenannten Volksblocks.

Aus der triumphierenden Rechtspresse klingt die Genugtuung darüber, daß sich die Mehrheit der Wähler nicht durch Rücksichten auf das Ausland habe leiten lassen. Mit andern Worten: Was kümmert es uns, daß die Franzosen und Engländer und Amerikaner es nicht gerne sehen, wenn wir zur Monarchie zurückkehren! Wir sind ein großes freies Volk und wollen uns nach unserem Belieben einrichten! Das ist reichlich naiv gedacht. Denn selbstverständlich werden die Siegermächte die Wiederkehr der Hohenzoller nicht dulden, Souveränität hin oder her; denn sie haben nicht gesiegt, um zehn Jahre später wieder Krieg führen zu müssen und zwar einen Krieg, an dem die Hölle sich freuen würde wie noch nie: mit Millionen vergifteter Frauen und Kinder und Greise, mit verwüsteten Städten und Ländern, wo die gelben Giftschwaden jeden Lebenskeim bis in die tiefste Erde hinunter zerstört und ausgerottet haben. Und daß dieser Krieg mit den Hohenzollern kommen müßte, liegt für jeden Klarblickenden auf der Hand. Denn er wird wachsen aus der Mentalität eines Volkes heraus, dessen Führer im Krieg immer noch die einzige Lösungsmöglichkeit für die internationalen Konflikte erblicken. Und dies ist bei den Nationalisten und Monarchisten aller Länder, bei denen Deutschlands in besonderem Maße, der Fall.

Das deutsche Volk dürfte es in der Folge unangenehm zu verspüren bekommen, daß die Welt ihren Monarchisten mißtraut. Es ist Selbstbetrug, wenn die Deutschen glauben, sie könnten das Ausland täuschen, ihm vormachen — wie Hindenburg in seinen Wahlreden und seiner Erklärung nach